

Schmerz ohne Verklärung. Christine Lavant in ihrem Klagenfurter Domizil

Eigene schwere Krankheit, der Tod nahestehender Menschen („Mit jedem von ihnen bin ich ein bißl mitgestorben“), ebenso „entsetzliches“ wie sinnloses Heimweh („Die Heimat, nach der ich krank bin, gibt es ja gar nicht mehr“), haben die im deutschen Sprachraum rückhaltlos anerkannte Kärntner Dichterin Christine Lavant seit ein paar Jahren zum Schweigen gebracht.

„Christine H a b e r n i g“ steht auf dem kleinen Wohnungsschild im sechsten Stock eines der Klagenfurter Sternhäuser, „Christine T h o n h a u s e r“ auf einer gerahmten Ehrenurkunde, der geliebteste ihrer drei Namen, der an die Geborgenheit einer großen Familie erinnert, an acht Geschwister, von denen freilich nicht mehr viele „sind“, an eine ländliche Umgebung alter Prägung, zu der von Kind an eine außergewöhnlich starke Bindung bestand. („Wenn wir über'm Graben drüben Schaf gehalten haben, haben wir schon Heimweh gehabt“). Ob sich die Geschwister im Wesen ähnlich waren? Schwer zu sagen. Aber, „wir waren ein G a n z e s“.

Heimweh, Heimweh – „und trotzdem bin i so froh, daß i da bin, verstehn S', wie das alles übers Kreuz geht?“ – Die Bequemlichkeit der sauberen Kleinwohnung, in der es kein Holz- und Kohleschleppen mehr gibt, Wärme, Telefon sind Gaben, auf die die Schwerkranke kaum mehr verzichten könnte. Besuche, die alle und jederzeit mit Herzlichkeit empfangen werden. Mit dem Schmerz war Christine Lavant zeitlebens auf du und du; zu Rheumatismus, Augen- und Narbenschmerzen gesellte sich in der letzten Zeit eine Schwerhörigkeit, der wohl mit einem modernen Hörgerät erfolgreich beizukommen versucht wird, aber die Unsicherheit auf der Straße nimmt zu. Und die Hellhörigkeit der Neubauwohnung, die die Nachbarn jedes lauter gesprochene Wort mithören läßt, ist die andere Seite der Medaille.

Werner Bergs „T a u b s t u m m e r“, zwei Holzschnitte, die Dichterin darstellend, ein weiterer – I m F e n s t e r –, eines der typischen schmalen, hohen Berg-Ölgemälde –, vom Luster herab hängen zwei Rosenkränze, ein paar Amateur-Familienfotos, ein Heiligenbild, wie man sie früher in den Gebetbüchern hatte, daneben ein paar neue Taschenbücher: James J o y c e, *Jugendbildnis des Dichters*, Tennessee W i l l i a m s, *Sommerspiel zu dritt*, ein alter Stich von St. Andrä im Lavanttal, einige Aquarelle des verstorbenen Malergatten, ein herzförmiger dunkler Stein, erstarrte Lava, in die ein Vogelfuß, weiß Gott wann, seine Spur getreten hat – Erinnerung an eine lang vergangene Reise...

„Lesen kann ich nur mehr ganz stückweis“, sagt die Lavant, die im Juli d.J. ihr 52. Lebensjahr vollendete. Die Augen schmerzen, rot entzündet, aber dieses Gesicht hat nichts von seiner Faszination verloren. Der Ehrenring der Gemeinde St. Stefan schmückt den schmalen Ringfinger. Nach einer repräsentativen Bücherwand, nach den eigenen, den Ruhm begründenden Gedichtbänden *Unvollendete Liebe*, *Bettlerschale*, *Spindel im Mond*, *Der Sonnenvogel* (die letzte, 1960 bei Heiderhoff und Atteln in Wülfrath im Rheinland herausgegebene Sammlung von zwölf Gedichten, die nur in 100 nummerierten Exemplaren gedruckt wurden) sieht man sich vergebens um.

Glück über die großen Erfolge? „Ich habe mich nie um Verlage bemüht. Ich war immer froh, wenn meine Bücher im Ausland gedruckt worden sind“, gesteht die Lavant, „so dachte ich, bei uns wird niemand davon erfahren.“ – Die Frau, deren Werk namhafte Kritiker sehr viele und sehr gescheite Worte gewidmet haben, die sich mit dem Phänomen ihrer Persönlichkeit lang und breit auseinandersetzen, will nicht mehr die Attraktion, das „Wundertier“ sein für die vielen Kunst- und anderen Snobs, was sie zweifellos, und zum Teil wohl auch bewußt, war. „Ich bin so müde. Ich mag den Leuten keinen Narren mehr vormachen. Und die Leute machen sich auch nichts mehr aus mir.“ – Rückblickend läßt sie für ihresgleichen, für die Frau an sich, nur ein einziges Glück gelten: Kinder zu haben. Oder nahe Verwandte. Denn: „Es ist furchtbar, nichts und niemanden mehr lieben zu können.“ – Der größte Wunsch: „Irgendwo dazugehören.“ – Das größte Leid: Die „grenzenlose Verlassenheit“, die im eigenen Wesen wurzelt, im Anderssein als die anderen. Aber:

Ich weiß, daß ich durchhalten muß.

W. (wahrscheinlich Ida Weiss), Volkszeitung Klagenfurt, 15.9.1967